



Franca GHITTI, Skulpturengarten (mit Gärtnerin).
Brunnenburg 1982, Fotoarchiv Brunnenburg 2014

Von der Findigkeit beim Flicken und Wiederverwerten. Eine Einführung

Siegfried de Rachewiltz

Diese Geschichte nimmt ihren Anfang in der Heimat Homers, denn wo sonst finden wir einen Gott, der, kaum geboren, aus der Wiege springt, einer Schildkröte begegnet und aus dem glücklichen Fund den Klangkörper der ersten Lyra konstruiert; oder einen Heros - König und Bauer zugleich -, der einen tief verwurzelten Olivenbaum zu einem Pfosten für sein Hochzeitsbett umfunktioniert?

Als es dann in ganz anderen Gefilden einmal darum ging, ein Äquivalent für das Wort *fourtl* (bzw. *foartl*, *fochtl*, *foargl* u. a.) zu finden, das in den Tiroler Mundarten sowohl ‚Kunstgriff‘, als auch ‚Geschicklichkeit‘ bedeutet, fanden wir unter den verschiedenen epischen Epitheta, die den einfallsreichen Odysseus charakterisieren, auch folgenden: *polymetis*, also mit viel *metis*: Aber wer oder was verbarg sich hinter diesem Namen?

Metis, so stellte sich heraus, war eine Tochter des Okeanos und der Tethys, also eine der 3000 Okeaniden, doch war sie, so Karl Kerény, die „Meistwissende“ und „Bewirkerin aller gerechten Dinge“.¹ Kein Wunder, dass Zeus sie zu seiner ersten Geliebten erkor. Sie verkörperte praktische Klugheit und strategisches Denken, Behändigkeit und Wendigkeit. Doch als dem Göttervater orakelt wurde, eine Tochter der Metis würde ihm seinen Rang streitig machen, fühlte er sich bedroht und verschlang die schwangere Okeanidin. Er hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass er nun selbst das ungeborene Kind austragen musste. Riesige Kopfschmerzen kündigten die nahe Geburt an, worauf ihm der göttliche Schmied Hephaistos mit einer Doppelaxt den Kopf spaltete - und heraus sprang die weise Athene, Schutzgöttin der Kunstfertigkeit und Erfinderin des Pfluges, des Webstuhls und der Flöte. Metis aber lebte weiter als Inbegriff praktischen Wissens, Einfallsreichtums, Handfertigkeit und Geschicklichkeit. All diese Eigenschaften verkörperte Odysseus mehr, als alle anderen Heroen der Antike.

Im 23. Gesang der Ilias, als Wettspiele zu Ehren des getöteten Patroklos stattfinden, berät der erfahrene Nestor seinen Sohn Antilochos vor dem Wagenrennen und erklärt ihm die Relevanz der *Metis*. Durch *Metis* (Johann Heinrich Voß übersetzt verharmlosend mit ‚Rat‘ – wir finden ‚Geschicklichkeit‘ viel treffender, wie auch das Englische Wort ‚skill‘) und nicht durch Kraft allein gelingt es dem Holzfäller im Wald und dem Steuermann auf See, die Wucht der Elemente zu meistern – und so besiegt ein Wagenlenker den anderen durch Geschicklichkeit: Gewinnen wird, „wer den Vorteil kennt“² - auch, wenn er die schlechteren Rosse hat.

All dies lässt sich anstandslos auf unser *fourtl* übertragen: ob es darum geht, einen Baumstamm zu befördern, einen Stein zu spalten, ein schweres Gewicht zu heben, ins Schwarze zu treffen, eine Kirchenfahne durch enge Gassen zu tragen, beim *ranggen* den Gegner zu Boden zu werfen, ein Notbehelf

¹ Karl KERÉNYI, Die Mythologie der Griechen, Band 1, München 1966, 96.

² Homers Ilias, in der Übertragung von Johann Heinrich VOß, 3. Auflage, München 1990, XXIII. 323.

zu erfinden oder ein Arbeitsgerät mit improvisierten Mitteln zu reparieren: Nie ist es nur eine Frage der rohen Gewalt, sondern ausschlaggebend bleibt immer die Geschicklichkeit, das Wissen um die *féirtl*, die Findigkeiten, die es einem ermöglichen, am Steilhang und auf jeder Art von schwierigem Terrain und unter schwierigsten Umständen zu überleben, indem man einen scheinbaren Nachteil zu seinem Vorteil nutzt. So entstanden zahllose Geräte und Behelfe, die allesamt findige, Arbeit- und Energie sparende Lösungen für Hürden – und Hindernisse darstellen, welche die Natur dem Bergbauern in den Weg legt.

Das Landwirtschaftsmuseum Brunnenburg hat sich nun 40 Jahre lang mit dieser Form der Kreativität befasst und widmet ihr mittels des Themas *Flicken* und *Wiederverwerten* ein Forschungsprojekt, eine Sonderausstellung und diesen Begleitband.

Man sieht sich immer wieder dazu genötigt, in diesem Zusammenhang jeglicher Form von Romantisierung und Schönfärberei des kargen Lebens der Bergbauern eine Abfuhr zu erteilen: Wenn man die Vielfalt und den Erfindungsreichtum, den die bäuerliche Sachkultur erkennen lässt, ‚zelebriert‘, so heißt das noch lange nicht, dass man die Armut und Not, die häufig die Auslöser dieser Erfindungen waren, verharmlosen oder gar verherrlichen will.

Wer jemals die Möglichkeit hatte, einen erfahrenen Handwerker zu beobachten, der – ohne Hast – darauf wartet, dass der Stein sich so spaltet, wie er es ‚vorausgesehen‘ hat, oder das langsame Entstehen einer Trockenmauer als ein durchdachtes Puzzle-Spiel miterlebt hat, in dem jeder Stein sich zum anderen fügt und wie in einem Gewebe ‚ineinander greift‘, der weiß, dass hier nicht nur Geschicklichkeit, sondern eine gehörige Portion Selbstvertrauen, Schlagfertigkeit und ‚Spieltrieb‘ mit im Spiel sind.

Wenn wir also auf der einen Seite des Logos für unser Projekt das Sprichwort „*Not macht erfinderisch*“ eingravieren könnten, so müssten wir auf der anderen das Leibnitz zugeschriebene Zitat „*Nirgends hat der Mensch mehr Scharfsinn an den Tag gelegt als in seinen Spielen*“³ anbringen.

Homo sapiens oder *Homo ludens*: Flicken und Wiederverwerten sind so alt wie die Menschheit selbst. Man kann auf die Wiederverwertung von Särgen und Sarkophagen im alten Ägypten hinweisen - das Metropolitan Museum in New York besitzt sogar eine Wäschekiste, die um 1400 v. Chr. zu einem Kindersarg umfunktioniert wurde⁴ – und wir wissen, dass die gesamte Baugeschichte von den Anfängen bis in die heutige Zeit geprägt ist vom so genannten Spolienwesen und vom Umbau ganzer Tempel zu Kirchen: Ein besonders imposantes Exempel dafür sind die berühmten Portale von Schloss Tirol (vgl. dazu den Beitrag von Leo Andergassen in diesem Band). Und übrigens: Sogar für frühgeschichtliche Beispiele zu unserem Thema ist es nicht nötig, in die Weite zu schweifen, denn im *Köstengraben* zu Füßen der Brunnenburg fand man vor einiger Zeit das Fragment einer um 2000 v. Chr. gefertigten Lochaxt aus Serpentin; irgendwann im Laufe ihrer Geschichte brach die steinerne Axt auseinander, wurde jedoch von ihrem Besitzer nicht weggeworfen, sondern zu einem Reibstein umfunktioniert, wie die glatt geriebenen Bruchstelle eindeutig verrät (vgl. den Beitrag von Lorenzo Dal Ri in diesem Band).

³ Oder Albert Einsteins Spruch: „*Das Spielen ist die höchste Form der Forschung.*“

⁴ Linen Chest Reused as a Child's Coffin (ca.1479-1400 B.C) - Metropolitan Museum of Art – Gallery Images: mmm_linen_chest_reused_as_a_childs_coffin_553767



Bruchstück einer Lochaxt, Serpentin, ca. 2.000 v. Chr. Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Fragment einer Balkenhandmühle. Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg



Anders erging es dem Mahlstein einer frühgeschichtlichen Balkenhandmühle, der irgendwann im Laufe der Zeit einem Maurer in die Hände geriet, der ihn spaltete und als Baustein für eine Trockenmauer im Brunnenburger Weinberg verwendete; als vor einigen Jahren nach einer langen Regenzeit diese Mauer abrutschte, zog dieses Fragment den Blick des Verfassers auf sich.

Das heißt: Flicken und Wiederverwerten steckt in unserer DNA, gehört zu unseren urältesten Überlebensstrategien. Der Evangelist Matthäus verwendet ein altes Sprichwort und vergleicht die Lehre des Messias, die ein neues Zeitalter einläutet, mit einem Stück Tuch: *„Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Man fasst auch nicht Most in alte Schläuche.“*⁵ Ein Tiroler Sprichwort bestätigt dies, wenn auch aus einer anderen Perspektive: *„pesser a plôch as wia a loch“*, was soviel heißt wie: besser ein altes Stück Leinen, als ein Loch (im Kleid); in der Toskana heisst es entsprechend *„meglio na topaccia che na buhaccia“*.⁶

Aus etymologischer Sicht bedeutet das Wort ‚reparieren‘ sowohl ‚wiederherstellen‘, als auch ‚wiedergutmachen‘; es ist daher sinnverwandt mit ‚heilen‘, was sowohl ‚gesund machen‘ als auch ‚ganz machen‘ bedeutet. Daher wird Jesus, wie auch Buddha, nicht nur als der große Arzt und Heiler, sondern auch als der große ‚Ganzmacher‘ bezeichnet, ja sogar als ‚Lebens-Reparateur‘.⁷ Entsprechend gibt es im Christentum und anderen Religionen Heilige, die sich als ‚Reparateure‘ hervortun, wie zum Beispiel der heilige Schmied Eligius, der einem störrischen Pferd, das er beschlagen soll, kurzerhand das Bein abschneidet und es dann wieder zusammenflickt, als wäre nie etwas gewesen.

Ne supra crepidam sutor indicaret: Wenn wir also bei unserem Leisten bleiben, so werden wir feststellen, dass das Wort ‚flicken‘ im Laufe seiner Sprachgeschichte sowohl eine sachlich/neutrale, als auch eine abwertend/negative sowie eine derb/erotische Konnotation haben konnte. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Bedeutungswechsel der lateinischen Bezeich-

⁵ Matthäus 9, 16-17, in der Luther-Bibel.

⁶ Proverbi Tirolesi, a cura di S.W. de RACHEWILTZ, Milano 1972, 50.

⁷ M. SIEBALD, Predigt Auferstehungsgemeinde 4. Mai 2014: www.siebold.org/musik/



Hauspatschen. Dorfmuseum Gufidaun, Fotoarchiv Brunnenburg

Hauspatschen. Dorfmuseum Gufidaun, Fotoarchiv Brunnenburg

nung für den Schneider - *sartor*, welches ursprünglich, da es von *sarcire* (zusammenflicken) stammt, eben ‚Flicker‘ bedeutete, und der erst später zum ‚(Tuch)Schneider‘ wurde.

Grimms Wörterbuch bringt Beispiele sowohl von negativem, als auch von positivem ‚flicken‘: die geflickten Kleider der rätselhaften Mignon in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* unterstreichen sowohl die Unschuld der „edlen Wilden“, als auch die Sehnsucht nach einem sonnigen Süden, wo man nicht auf Kleider angewiesen ist, sondern, wie in einem irdischen Paradies, sich am Duft der Zitronen erfreut: „Ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles fast doppelt und dreifach an ihr geflickt war.“⁸ Es fehlen bei Grimm natürlich auch nicht Sprichwörter und Redensarten, wie z.B. „in den Stand der geflickten Hosen kommen“ für ‚sich verheiraten‘, oder „geflickte Lieb oder Freundschaft wird nimmer ganz“, und das in vielen Sprachen weitverbreitete „an einem Weib und einer Mühl ist immer zu bessern und zu flicken“.⁹

Kehren wir nach Tirol und zu den Tiroler Mundarten zurück, so begegnet uns ähnliches: Als *flickwérchtig* bezeichnete man im Eisacktal den 4. Februar, der Tag vor dem *schlenggltag*, an dem die weichenden Dienstmägde flicken mussten; im Pustertal hieß er bezeichnenderweise *schaisswérchta*.¹⁰

Ausser den beruflichen Flickern wie die Kessel- und Pfannenflicker (vgl. dazu den Beitrag von Andreas Rauchegger in diesem Band), mussten sich bis in jüngster Zeit auch verschiedene andere Berufe mit Flickwerk abgeben, wie z. B. Schuster, Strickenmacher, Strohdachdecker, Korbflechter, Näherinnen, Uhrenmacher, Hafner, Schmiede und *Barbierer*, die sich mit Knochenbrüchen zu beschäftigen hatten. Die meisten von ihnen gingen auf die Stör, d.h., sie verrichteten ihre Arbeit im Haus ihrer Kunden.

In den Tirolischen Rechtsaltertümern finden wir Handwerker-Ordnungen, aus denen erwartungsgemäß hervorgeht, dass alle diese Handwerker schon damals lieber etwas Neues herstellten, an dem mehr zu verdienen war, und daher von der Obrigkeit angehalten wurden, auch Flickarbeiten anzunehmen. So werden z. B. in Sarnthein 1658 die Strickenmacher aufgefordert, „mit dem flickwerch sollen si sich wie vor alter verhalten und niemand beschwären“.¹¹ In Stein auf dem Ritten werden u. a. die „schuechmacher“ ins Visier genommen: „welcher paursmann aber fir ihne selbs sein schuech zwohmahl abzunähen begehret, sollen sie umb obbemelten lohn zu thuen verpunden sein.“¹² Neue Schuhe gehörten zum Kostbarsten, wofür ein Bauer bezahlen musste und waren Teil des Jahreslohnes für Dienstboten: Zu den eindruckvollsten Beispielen von Flickwerk zählen zweifellos über und über geflickte Hauschuhe und Patschen.

Dem Strickenmacher werden am Ritten „in des paurn speis [...] von ainem klawter stricken 3 xr.“ zugestanden „und fir das flicken von zwo staissen [eine gewisse Länge, Anm. d. V.] 1 xr.“¹³

Da Eisen ein wertvolles Material war, wurden Schmiedearbeiten besonders

⁸ Johann Wolfgang von GOETHE, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Zweites Buch, 6. Kapitel, Insel Goethe Werkausgabe, Bd.4, Frankfurt a.M.1970, 204.

⁹ Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm GRIMM, Nachdr. München 1984, Band 3, 1774-1775.

¹⁰ Hans FINK, *Tiroler Wortschatz an Eisack, Rienz und Etsch*, Schlern-Schriften 250, Innsbruck/München 1972, 83.

¹¹ Die Tirolischen Weisthümer, hg. von Ignaz V. ZINGERLE und Josef EGGGER, IV. Theil: Burggrafnamt und Etschland, Erste Hälfte, Wien 1888, 277, 25.

¹² Wie Anm.11, 232, 25-30.

¹³ Wie Anm.11, 232, 36.



Pflugschar mit erneuerter Schnittkante. Dölsach, Fotoarchiv Brunnenburg

Aufgedoppelte Pflugschar. Hoamet Tramin Museum, Fotoarchiv Brunnenburg

genau reguliert; es lohnt sich, den betreffenden Passus in der Rittner Handwerkerordnung etwas ausführlicher wiederzugeben, in der sogar zwischen dem Beschlagen eines großen, eines mittleren und eines kleinen Ochsen unterschieden wird: *“Denen schmiden fir ain grosses par oxen neu zu beschlagen sambt denen neglen 1 fl. 12 xr., von ainem par mittlern ain gulden sechs kreizer, von ainem kleinen par 1 fl. [...] Item von ainem par oxen auf alte eisen samt denen neglen darzue hergöben, auch zueschnaiten 18 xr.”* „Verers ain wagensaan zu schären, für ein pfunt neues eisen, so sie darzue legen, neben der arbeit 9 xr. [...] fir ain pfunt eisen, so auf die pergeisen geleget wird, 9 xr.“¹⁴

Die eiserne Pflugschar (*wâgnes, wâgneser*) war jener Teil am Pflug, der sich am meisten abnützte und daher immer wieder erneuert, bzw. ergänzt werden musste. Das Verb *schären* lässt sich weder mundartlich, noch sonst in dieser Verwendung weiter belegen; offensichtlich ist es mit dem mittelhochdeutschen *schern*, dem althochdeutschen *scera*, also *schneiden, trennen* verwandt und bezeichnet hier das Hinzuschmieden einer neuen *schear*, der Kante der Pflugschar, die das Erdreich durchschneidet.¹⁵

Ein anderes Gerät, das häufig *augestachelt* (d.h. neu gespitzt und gehärtet) wurde, war z. B. der *zopin* (auch *zapaun*) – ein Haken mit starkem Stiel, mit dem der Holzarbeiter – unter zu Hilfenahme verschiedener *féirtl*, Baumstämme hebt und weiterbewegt. Unter *pergeisen* ist indes ein langer schmaler Pickel zu verstehen.

Flicken kennt man in den Tiroler Mundarten auch in seiner derb erotischen Bedeutung,¹⁶ u. a. in Zusammenhang mit einem im deutschen Sprachraum weitverbreiteten ‚Pfannenflickerlied‘, welches auch im Rahmen des Nasseireither Schellerlaufens vorgetragen wird und in dem der Pfannenflicker von einem Mädelein ins Haus geladen wird mit dem zweideutigen Vers: *„es wird schon was zum flicken sein“*. Wenn also *flicken* und *Flickwerk* vor allem im abwertenden Sinn verwendet werden, dann vermutlich deswegen, weil diese Wörter primär in Zusammenhang mit dem Flickern von Kleidern oder von Kleinigkeiten gebraucht und somit als ein Zeichen der Armut gewertet wurden: Der Flickschuster hatte einen sehr niederen Rang in der Gesellschaft, weil er eine Klientel bediente, die sich keine neuen Schuhe leisten konnte. Repariert wurde trotzdem alles mögliche, nur verwendete man da ein anderes, weniger verpöhtes Vokabular, z. B. ‚wieder herrichten‘, ‚instand setzen‘, ‚in Ordnung bringen‘, ‚ausbessern‘ usw., oder aber die spezifischen Fachtermini der einzelnen Berufe.

Von den vielen Leben eines Sensenblattes

Es ist schon merkwürdig, dass trotz der Vielzahl an Beispielen genialer Wiederverwertung und Umnutzung im Bereich der bäuerlichen Sachkultur, die im Rahmen dieses Projektes erfasst wurden, es kein Wort in den Tiroler Mundarten gibt, mit dem diese Tätigkeiten bezeichnet oder beschrieben werden können. Wir wissen, dass bestimmte Begriffe wie ‚Wiederverwertung‘, ‚Abfall‘/‚Abfälle‘ und natürlich ‚Recycling‘ eine relativ junge bis sehr junge Geschichte haben, und dass z. B. der Begriff ‚Abfall‘ *„erst im indus-*

¹⁴ Wie Anm.11, 233,11-23. In Sarnthein werden 1658 auch die Preise für *wâgnessen schärm* sowie für *ain peil zu stächlen* oder zu *stempfen* festgelegt. Wie Anm.11, 278, 5, 20-21.

¹⁵ Vgl. auch „schar“, Maulwurf, in :Josef SCHATZ, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Schlern-Schriften 120, Innsbruck 1956, Band 2, 519.

¹⁶ Vgl. Josef SCHÖPF, Tirolisches Idiotikon, Innsbruck 1866, Neudruck Wiesbaden 1986, 143: „flicken, eine missbrauchen.“



Kürbisflasche. Museum für Alltagskultur, Neumarkt, Fotoarchiv Brunnenburg

Schweineblase als Tabakbeutel. Fotoarchiv Brunnenburg

Tabakbeutel aus einem Katzenbalg (*katze-paitl*). Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Kumpf aus Kuhhorn, Wetzstein mit Kuhhorngriff. Museum für Alltagskultur Neumarkt, Fotoarchiv Brunnenburg



triellen Überflusszeitalter seine uns heute geläufige Bedeutung und Dominanz [erlangte].¹⁷

Der Prozess der Aneignung der Welt, ohne den der Mensch nicht überleben konnte und ohne den es keine materielle und kulturelle Entwicklung gegeben hätte, basierte auf einigen wesentlichen Dingen, zu denen z. B. Behälter gehörten, die für das Sammeln, Transportieren, Aufbewahren und Zubereiten verschiedener Nahrungsmittel unabdingbar waren. Viele dieser Behälter bringt die Natur selbst hervor, es geht also darum, die Eignung, sagen wir etwa eines Kürbisses, als Flasche zu dienen, zu erkennen; das selbe gilt für Tierhäute, Pansen, Hörner und andere natürliche Behälter.

Ebenso wichtig wie das ‚Fassen‘ war das ‚Trennen‘: Dafür brauchte es Geräte mit einer scharfen Kante zum Schneiden. Dazu eigneten sich vor allem scharfkantige Steinwerkzeuge, mit denen man schaben und schneiden konnte, die ersten Geräte der Altsteinzeit. Im Laufe der Zeit wurden die steinernen Klingen immer sorgfältiger bearbeitet, sodass sie einen hohen Grad an Wirksamkeit erreichten; durch Einfügen mehrerer solcher Klingen in einen gebogenen Ast entstand die Vorgängerin der Sichel.

¹⁷ Helmut ALBRECHT, Zur Geschichte der Begriffe „Wiederverwertung, Abfall, Recycling und Nachhaltigkeit“: eine Einleitung in das Tagungsthema, in: Ferrum: Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG, 4-5, <http://retro.seals.ch>

Als der Mensch begann, sich metallurgisches Wissen anzueignen, entstanden allmählich Klingen aus Kupfer, aus Bronze und schließlich aus Eisen, wobei es immer wieder Überlappungen gab: Ötzi, der Mann aus dem Eis, trug zwar ein Beil mit einer Kupferklinge bei sich, aber auch ein Mehrzweckmesser aus Silex und dazu eine Art Wetzstein aus Quarz, einen sogenannten *Retoucheur*, mit dem Messer und Dolche aus Silex hergestellt und geschärft wurden.¹⁸

Die Annahme, Kupfer oder Bronzeklingen seien für die Herstellung scharfkantiger Geräte oder Waffen nicht geeignet, wurde von der Experimentalarchäologie großteils widerlegt; die Ägypter besaßen jedenfalls sowohl chirurgische Geräte als auch Rasiermesser aus Kupfer und Bronze. Zudem scheinen die Schmiede jener Zeit besondere Techniken beherrscht zu haben, die ihnen das Härten und Schärfen weicher Metalle ermöglichte, wie Sichel, Dolche und andere Geräte aus Bronze bezeugen.¹⁹

Als aber die Schwierigkeiten und der größere Aufwand bei der Verhüttung von Eisen durch bessere Techniken überwunden wurden, verdrängten Geräte aus Eisen schrittweise jene aus Bronze. Neben den Sichel begegnen uns die ersten keltischen Sensen in La Tène am Neuenburger See (CH); sie wurden vornehmlich für die Grasmahd verwendet, während die Sichel nach wie vor das bevorzugte Gerät für den Getreideschnitt blieb. Die eisenzeitlichen Sensenfunde von San Zeno am Nonsberg bezeugen zudem das hohe Alter und die große Bedeutung der Tiroler Heuwirtschaft.

Wie kostbar eine gute Sense für einen Bauern im Mittelalter war, führt uns die um 1250/80 im bayerisch-österreichischen Raum entstandene Verserzählung *Meier Helmbrecht* vor Augen, wo der zu einen Räuberbande übergelaufene Bauernsohn seinem Vater einen erbeuteten Wetzstein und eine Sense als Geschenk mitbringt:

*„dem vater er brahte einen wetzestein
daz nie mader dehein
in kumph bezzeren gebant,
und eine segense, daz nie hant
so guote gezoch durch daz gras
hei welh geburkleinat daz was!“²⁰*

Über die Bedeutung, ja man könnte fast sagen, den Kultstatus der *schneid* sowohl im wörtlichen, als auch im metaphorischen Sinn könnte man Bände schreiben, doch wir wollen uns hier mit einigen Beispielen aus dem Tiroler Raum begnügen. Ob im Volkslied, im *Schnaderhüpfl*, im *Gstanzl* oder auf bemalten Sensenscheiden, mit denen man die kostbaren Sensenblätter mit auf die Bergmähder nahm, überall wird die *schneid* im Sinne von Mut, Tatkraft, Entschlossenheit, Draufgängertum zelebriert.

Als das „Gegenteil von Impotenz“ versucht Johann Andreas Schmeller in seinem *Bayerischem Wörterbuch* (1827-37), den hervorstechenden Kern des Begriffes zu umschreiben.²¹ Hubert von Goisern tut sich da leichter und zi-

¹⁸ Angelika FLECKINGER, Hubert STEINER, *Faszination Jungsteinzeit. Der Mann aus dem Eis*, Bozen 1999, 94.

¹⁹ Vgl. R.J. FORBES, *Metallurgy in Antiquity. A Notebook for Archaeologists and Technologists*, Leiden 1950.

²⁰ Wernher der Gärtner, *Meier Helmbrecht*, eingeleitet und ausgewählt von Johann PILZ, Graz/Wien, 1962, 80.

²¹ Johann Andreas SCHMELLER, *Bayerisches Wörterbuch*, 4, Nachdruck der von G. Karl FROMMAN bearbeiteten 2. Ausgabe, München 1872-77, Band 2, München/Wien 1983, 571.



Sensenblatt mit Flickstelle. Volkskundemuseum Dietenheim, Fotoarchiv Volkskundemuseum Dietenheim

Heumesser. Museum Zeitreise Mensch, Kurtsatsch, Fotoarchiv Brunnenburg

tiert unbekümmert aus einem Volkslied: „*wia lustig mir Bauern haben Oxn haben Kia – fia d'Menscha [Mädchen] hat neamad mea Schneid als wia mir*“.²² Wie eine hochtönende Kampfansage hört sich dann der Spruch auf einer Sensenscheide im Bozner Stadtmuseum an: „*Ties ist ein Gras Feint - Wie fester er es schneit, wie pesser es mi freit*“.²³

Kein Wunder also, wenn es in der Tiroler Sagenwelt nur so wimmelt von Teufelspakten und Zauberformeln, mittels derer ein beherzter Schnitter eine jegliches Wunschdenken übertrumpfende Schärfe für seine Sense zu erlangen vermag. Das fängt damit an, dass man das Sensenblatt mit einem Totenknochen wetzen muss,²⁴ und am Ende landet man nackt auf dem Firstbaum des Hauses, wo man während der Weihnachtsmette die Sense dengelt, bis der Leibhaftige erscheint und im Tausch für die Seele der *sêgnes* einen schneidhaltigen Dangel verleiht: „*Eine solche Sense schnitt dann den ganzen Sommer über, ohne gewetzt oder gedengelt zu werden!*“²⁵

Aber auch im Reich der Natur soll es Mittel geben, welche die Schärfe der Sense fördern können: J. B. Schöpf erwähnt in seinem *Idiotikon* das *denglkraut*, welches „*die Schärfe der Sense schärfen soll*“, gibt aber leider nicht an, um welche Pflanze es sich handelt.²⁶ Als *wetzstoankraut* bezeichnet man laut Fink in der Gegend von Lajen die *Hauhechel* (*Ononis*), denn wer in diese harte Pflanze hineinmäht, muss seine Sense neu wetzen. Schließlich gibt es dann noch das *schneidegras*, auch *stierkraut* genannt (eine Art *Sommerwurze*, *Orobanch*): Wer es verzehrt, soll eine „*stierische Schneid*“ erlangen.²⁸ „*Koa madl hat a glust zun tonz, koa pua a schneid zun schmeissn*“ (Ring), klagt ein *Gstanzl*;²⁹ „*wenn d'sâns'n schneidi denglt sân und glitzan in da sun*“, so etwas erfreut ein jedes *schneidige Schnitterherz*;³⁰ aber, so warnt das Sprichwort, „*der lang wetzt der hat koa schneid*“,³¹ und noch deutlicher wird es im *Schnaderhüpf*: „*z'nâcht hâb i ma d'schneid amol tamisch verwetzt.*“

Das Wort *schneid* wird aber nicht nur für den Wagemut der Jugend und die Schärfe der Sense verwendet - es bezeichnet z. B. auch die Kraft (Schärfe) des Weins oder des Essigs, die Hitze des Backofens („*der pachofen praucht mear schneid*“) oder die Reibfähigkeit eines Mühlsteins („*der milstoan hat koa schneid*“).³²

Diese wenigen Beispiele dürften genügen um klarzustellen, welchen Stellenwert die *schneid* und somit auch die Schneidegeräte im Weltbild der Bergbauern einst einnahmen; Leopold Schmidt würde in diesem Zusammenhang von der „*Gestaltheiligkeit der Ernteschnittgeräte im bäuerlichen Arbeitsmythos*“ sprechen.³³ Es ist daher nicht sonderlich verwunderlich zu erfahren, dass das wertvolle Sensenblatt, wenn es einmal als solches ausgedient hatte, eine weitere Karriere als neues Werkzeug vor sich liegen sah.

²² www.hubertvongoisern.com/tradii/liedtexte.html

²³ *Cultura Agricola nel Tirolo*, a cura di S. Walter de RACHEWILTZ, con la collaborazione di Peter LLOYD e Franz HALLER, Roma 1972, No. 50.

²⁴ Leopold SCHMIDT, *Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos*, Wien 1952, 55.

²⁵ Hermann HOLZMANN, *Weihnacht am Tiroler Bergbauernhof*, hg. von Alfred Gruber, Graz 1979, 140.

²⁶ Wie Anm. 16, 76.

²⁷ Wie Anm. 10, 303.

²⁸ Wie Anm. 10, 239.

²⁹ Wie Anm. 16, 639.

³⁰ Wie Anm. 16, 76.

³¹ Wie Anm. 6, 34.

³² Wie Anm. 21, 571.

³³ Vgl. Anm. 24.



Heustecher (*haistecher*). Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Pflugschar zum „Bienenlocken“, Afing 1989. Fotoarchiv Brunnenburg

Kleine Säge (*sâgl*) aus einem Sensenblatt. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg



Die *Sturmsense* oder *Kriegssense* ist zwar eine eigene Stangenwaffe, doch werden die Bauern in der Not auch ihre eigenen Sensenblätter dazu umfunktioniert haben: als Arbeitsgerät werden in der aufrecht gestellten, an einer langen Stange montierten Klinge manchmal noch Zähne eingefeilt, um damit Gestrüpp und kleine Äste besser schneiden zu können. Im Unterland findet es auch als *Heumesser* im Stadel Verwendung, um Heu vom Heustock herunter zu schneiden.

Ausgediente Sensenblätter wurden im Alpenraum gelegentlich als Klanginstrumente verwendet; durch den Klang geschlagener Sensen sollen die ausschwärmenden Bienen zum Niedersetzen veranlasst werden; im bayrisch-österreichischen Raum nennt man das ‚Bienenlocken‘.³⁴ In Südtirol verwendete man dazu eine Pflugschar, die man auf einen Ast hing und mit einem Hammer zum Klingen brachte.

Ist das Sensenblatt schon so abgewetzt, dass es zum Mähen nicht mehr taugt, kann es zu einem *haistecher* (Heustecher) umfunktioniert werden: Es erhält einen kurzen, gebogenen Griff (ein Ast mit natürlicher Krümmung); wie das Unterlandler Heumesser setzt man es ein, um Heu vom Heustock herunter zu ‚stechen‘, was man sonst mit einem eigenen Gerät, der *haitrêt*, bewerkstelligt.

Auch eine kleine Säge (*sâgl*) für feine Holzarbeiten kann man aus einem Stück Sensenblatt fertigen, indem man es mit Zähnen und einem Holzgriff ausstattet, oder Messer verschiedener Größe, die sich zum Schneiden von Kraut und anderem Gemüse besonders eignen.

Schließlich erhält das kostbare Klingenfragment noch eine würdige Aufgabe als Tabakmesser - damit zerkleinerte man einst die (heimlich selbst angebauten) Tabakblätter und den einst so beliebten, zu langen Strängen versponnenen Kautabak.

Nicht viel anders verhielt es sich mit ausgedienten Sichel: Man konnte daraus noch eine kleine Hacksichel, den sogenannten *schnâpper* fertigen, mit dem vor allem ärmere Bauern und Kleinhäusler das auf felsigen Steilwiesen wachsende Wildheu schnitten, um es dann mit einem aus einer Alpen-

³⁴ Wie Anm. 24, 44-45.



Sichel als Verstärkung eines Streichbrettes. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Rebmesser Klinge als *tirggnritzer* eingesetzt, zum Abreiben der reifen Maiskolben. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Zwei Tabakmesser und Schneidbrett. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Hacksichel (*schnäpper*) und Besen (*staudnbesen*). Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg



rosenstaude improvisierten Besen zusammenzukehren und nach Hause zu tragen.

Ausgediente Sicheln können auch als Verstärkung der Streichbretter eines Holzpfluges dienen.

Was für Sicheln und Sensen gilt, gilt natürlich für anderes Schneidewerkzeug auch: Ein Rebmesser kann z. B. zu einem *rebsâgl* umfunktioniert werden, und aus einer ausgedienten Klinge eines *rebers* kann, wenn man sie in ein Brett einschlägt, ein einfaches Gerät (*tirggnritzer*) zum Abreiben der Maiskolben entstehen.

Ob scharf oder nicht, Eisen wurde als kostbares Material stets wiederverwertet. Wie kostbar es war, führt ein Passus aus der Sarntheiner Dorfordnung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts vor Augen, in dem die zunehmende „*entfremdung allerlei eisenzeugs*“ beklagt wird, durch die der Bevölkerung



Dengelamboss (*tenglstock*) aus einer Feile. Sammlung Spechtenhauser, Schlanders, Fotoarchiv Brunnenburg

Hufeisen als Hängevorrichtung. Archehof Steiner, Matrei in Osttirol, Fotoarchiv Brunnenburg

Wasserblech, dat.1669. Museum Chasa Jaura, Valchava (CH), Fotoarchiv Brunnenburg



„ein nit geringer schaden beschehen“ sei. Daher wird es streng verboten, von „frembden hant-und tagwerchern, auch knechten und pueben oder andern verdächtigen personen“, solche Eisenwaren zu „erhandeln.“³⁵

Aus der großen Anzahl umsichtiger Wiederverwertungen des wertvollen Materials Eisen seien hier noch einige paradigmatische Beispiele angeführt: als erstes ein historisches *wasserplêch*, das seit 1669 – so ist es datiert – im Münstertal immer wieder bei der Bewässerung der Wiesen benutzt und daher im Laufe der Jahrhunderte mehrfach ergänzt und aufgedoppelt wurde, so dass es sich heute als eine Art ‚eiserner Palimpsest‘ präsentiert.

Ein seltenes Stück ist auch die aus einem Schaufelblatt gefertigte *Saltnerpratze*, die der Weinberghüter zur Zeit der Traubenreife als Warnzeichen am Eingang seines Reviers gut sichtbar anbrachte.

Bescheidener, aber dennoch sehr aufschlussreich macht sich demgegenüber ein *tenglstock*, der aus einer abgenutzten Feile hergestellt wurde, oder eine Hängevorrichtung, zu der ein Hufeisen umfunktioniert wurde.

Vom Pflug war schon die Rede, und so möchten wir drei weitere kuriose Beispiele von Umnutzung bzw. Flickarbeit aus den Beständen des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg kurz vorstellen; was könnte man z. B. anstatt eines kostspieligen Eisennagels verwenden, um die Griessäule - jene Querverbindung, die Pflugbaum und Sohle in ihrer Lage hält - zu befestigen? Warum nicht die Spitze eines Kuhhorns, wie es ein findiger Vinschger vorgeführt hat?

Oder: Welchen Dienst können zwei abgenutzte Schaufelblätter noch leisten? Man niete sie zusammen, bringe vorne einen Haken an, und schon hat man ein resistentes, bewegliches ‚Streichbrett‘ für einen *filjaun* (besondere Form des Joch-Pfluges). Dieses Stück aus dem Langtauferer Tal besticht durch die äußerste Ökonomie der Mittel bei höchster Effizienz.

Schließlich noch ein glücklicher Fund, den wir im Stadel des Osttiroler

³⁵ Wie Anm. 11, 274. Die Dorfordnung von Sarnthein enthält auch einer Verordnung, mit der die einheimische Bevölkerung vor Spekulation mit ‚importierten‘ Sensen und Sichel geschützt werden sollte: „obwol zuvor zum schnit frembde schmid mit segensen und sicheln [...] herkomen, so untersteen sich andere inen dieselben als pald abzukauffen und volgents in fürkauf darauf zu schlagen, also das si zu irem nuz und zum nachtel des gerichts Särnthein unterthonen handeln“. Wie Anm. 11, 273.



Kuhhorn als „Setznagel“ an der Griessäule eines Pfluges. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Saltnerpratze aus einem Schaufelblatt. Museum Zeitreise Mensch, Kurtatsch, Fotoarchiv Brunnenburg



Bildhauers Lois Fasching in Dölsach machen konnten. Hier kam das arg mitgenommene Fragment einer *ôl* (Arl) zum Vorschein, der Rest einer aus einem Stück Holz gewachsenen Kombination von Sohle und Sterze. Dort, wo beim Pflügen die Belastung am größten ist, nämlich am Übergang von der horizontalen Sohle zur vertikalen Sterze, muss das Holz Risse gezeigt haben, und so versuchte man, diese Stelle mit allerlei Notbehelfen zu verstärken. Dazu verwendete man einen Teil eines alten, handgeschmiedeten Türbandes und einen eisernen Türbeschlag modernerer Machart; für die große Überraschung aber sorgte die Hinterseite der Sterze, denn hier war eine Kupferplakette angenagelt worden, in die der Name eines k.u.k. Majors des Generalstabskorps eingraviert war: Die zahlreichen Nägel erschweren dessen Entzifferung (*„Du Marcsokönig?“*). Welche Geschichte und welches



Sohle und Sterze einer Arl (ól). Dölsach, Fotoarchiv Brunnenburg

Detail: Türbeschlag als Verstärkung. Fotoarchiv Brunnenburg

Streichbrett (feder) aus zwei Schaufelblättern. Museum Brunnenburg, Fotoarchiv Brunnenburg

Sohle und Sterze einer Arl (ól), Dölsach, Detail: an der Sterze befestigte Kupferplakette eines k.u.k. Majors. Dölsach, Fotoarchiv Brunnenburg



Schicksal sich hinter dieser Kupferplakette verbergen, bleibt vorerst ein Mysterium.

Wir hatten eingangs auf den Spieltrieb verwiesen, der hinter so mancher Erfindung und Umnutzung steckt, sowie auf die Bedeutung des ludischen Elementes in Zusammenhang mit Geschicklichkeit und Ingeniosität.

Es gibt wohl kaum einen Bereich, wo dies so klar zum Ausdruck kommt, wie beim Kinderspielzeug, wo dem Vorstellungsvermögen keine Grenzen gesetzt sind.

Antoine de Saint-Exupéry hat in seiner *Stadt in der Wüste* dazu einige treffende Worte geschrieben: „Und ich habe viel über die Kinder nachgedacht, die mit ihren weißen Kieselsteinen spielen und sie verwandeln. Seht doch, sagen sie, dort marschiert ein Heer und dort sind die Herden. Der Vorübergehende aber, der nur Steine sieht, weiß nichts vom Reichtum ihrer Herzen.“³⁶

³⁶ Antoine DE SAINT-EXUPÉRY, *Die Stadt in der Wüste* (La Citadelle, 1948), ins Deutsche übertragen von Oswald von NOSTITZ, Karl Rauch-Verlag, Düsseldorf 1956.



Ein Maiskolben als Puppe. Sammlung Franz Hauser, Kurtatsch, Fotoarchiv Brunnenburg

Die Maiskolben-Puppe im Puppenbett. Sammlung Franz Hauser, Kurtatsch, Fotoarchiv Brunnenburg

Ein „Panzer“ aus einer Garnspule. Sammlung Franz Hauser, Kurtatsch, Fotoarchiv Brunnenburg

Hosenträger (Detail). Heimatmuseum Laatsch, Fotoarchiv Brunnenburg



Wen als Kind Fichtenzapfen im Wald zum stolzen Besitzer einer kleinen Kuhherde machten, oder wer ebensolche *tshurtscheln* als Babies in weiches Moos gebettet hat weiß, wovon hier die Rede ist. Nicht anders ist es, wenn aus einem Maiskolben eine Puppe, aus einer Garnspule ein „Panzer“ oder aus einem Stück Rinde eine *moijenpfail* entsteht.

Abschließend noch einige Erläuterungen zur Webseite www.flick-werk.net: Die Recherchen der Herausgeber dieses Bandes führten (zur Zeit der Drucklegung desselben) zur Erfassung von ca. 1000 Objekten in 76 Museen und Sammlungen im historischen Tirol und in den angrenzenden Gebieten. Um diesen umfangreichen Bestand Interessierten zugänglich zu machen, bedurfte es einer entsprechenden Gliederung. So wurden die Objekte zunächst nach dem Material, aus dem sie gefertigt sind, eingeteilt: Papier und Karton, Textilien, Leder, Haut und Pergament, Holz, Glas, Kunststoff, Haar, Horn und Knochen, Stein, Flechtmaterial und Stroh, Keramik und Porzellan, Metalle (eingeteilt in Aluminium, Eisen, Messing, Kupfer, Zinn, Zink); Objekte wie Zäune, Gatter, Klettersteige, Gipfelkreuze und desgleichen findet man unter dem Begriff *Auf weiter Flur*, Flickarbeiten und Umnutzungen an Gebäuden unter dem Begriff *Am Bau*, und was in keiner der obigen Kategorien hineinpasst, unter Bunt es Allerlei.



Pferdetrense als Glockenzug. Georgskirche
Dölsach, Fotoarchiv Lois Fasching

Des Weiteren wurden die Objekte in drei Hauptkategorien eingeteilt, nämlich *Flickwerk*, *Umnutzung* und *Reparaturwerkzeug*.

Anhand einer interaktiven Landkarte ist es möglich, die Suche nach dem Standort des Museums oder der Sammlung vorzunehmen.

Eine eigene Sparte soll zeitgenössischen Werken, die das Thema Re-, bzw.-Upcycling künstlerisch umsetzen, vorbehalten werden.

Schließlich gibt es Links zu Partnerinitiativen und Sonderprojekten im Bereich *Flicken und Wiederverwerten*.

Da diese Webseite als langfristiges Forschungsprojekt konzipiert wurde, an dem sich auch andere interessierte Wissenschaftler und Liebhaber beteiligen können und sollen, sind Änderungen, Ergänzungen und Verbesserungen jederzeit möglich. Auch die Liste der Beiträge kann beliebig verlängert werden.

Die Bandbreite der hier abgedruckten Beiträge ist enorm: Sie umfasst kulturhistorische und kunsthistorische Themen, das Buchwesen und das Textilwesen, die Nahrungsgeschichte und die bäuerliche Sachkultur, die Tourismusgeschichte und die Erzählforschung, die Militär- und die Münzgeschichte. Diese Bandbreite entspricht dem interdisziplinären *Paideuma*, welches seit über 40 Jahren auf der Brunnenburg praktiziert und jungen Menschen vermittelt worden ist.

Den Herausgebern ist es an dieser Stelle ein besonderes Anliegen, allen Museen und SammlerInnen, allen AutorInnen und Partnerinitiativen, allen Institutionen und Leihgebern, die sich vom Projekt www.flick-werk.net begeistern haben lassen, herzlich zu danken.

Ein besonderer Dank geht an Christiane Ganner, die sich in gewohnter Manier von Anfang an mit dem Projekt identifiziert, es mitgedacht und mitkonzipiert hat und ohne deren Ermunterung so manch ein Beitrag noch in den Startlöchern stecken würde.

Ein aufrichtiger Dank geht an Generaldirektor Wolfgang M. Heckl für die Bereitschaft, das Vorwort für diesen Band beizusteuern, an Arnold Weithaler für die grafische Bearbeitung und an die Druckerei Medus für die gute Zusammenarbeit.

Und was war nun das Objekt auf diesem langem *periplum*, das uns an meisten bewegt hat?

Es war ein schlichter Hosenträger, der - unzählige Male verkürzt, verlängert, gerissen und abermals geflickt - mehrere Generationen als *housnheiw*, bzw. *housnkrägse* gedient haben muss und den niemand übers Herz gebracht hat, als ‚Abfall‘ zu deklarieren. Und es war richtig so: Denn er war ein Stück Familiengeschichte.